Der Donnerschlag

Rudi Richterschitz

Die in dieser Geschichte wiedergegebenen Geschehnisse haben sich zu einem großen Teil wie beschrieben ereignet, sowohl den Hergang wie auch meine Freunde betreffend. Hie und da habe ich mir einige erzählerische Freiheiten genommen.

Wuummm . . . ! Ohne Vorwarnung zerschmetterte ein gewaltiger Donnerschlag in grob geschätzter Entfernung von vielleicht einem Kilometer von den nächsten Häusern die beschauliche Stille dieses lauen Sommerabends. Sekundenlang prasselten mittelgroße Steine, Sand und Holzsplitter ins Geäst der alten Buchen und Erlen an den steilen Hängen links und rechts oberhalb des Erlaufflusses. Eine hochaufschießende Welle wühlte rasend schnell das kristallklare Wasser zu einem braunen, von Erde durchmengten dünnflüssigen Brei auf. Tausende Fetzen aus zerborstenen Ästen, Teile eines auseinandergerissenen Wurzelstocks, regneten im weiten Umkreis wie schwere Hagelkörner ins schäumende Wasser. Mit tiefem Grollen pflanzte sich das Gedröhn weit hörbar talauswärts fort. Die uralte Weide, schon seit Ewigkeiten hunderten Hochwässern trotzend, hauchte in diesem Augenblick ihr zähes Leben für immer aus.



Zur Vorgeschichte: Es war Anfang der Sechzigerjahre, das Kriegsende erst 17 Jahre her und in vielen zugeschütteten Gruben, Teichen und Höhlen fanden sich neben Uniformen, Gewehren, Patronen auch Artilleriegranaten, unser bevorzugtes „Spielzeug“. Überbleibsel aus dem hastigen Rückzug der deutschen Wehrmachtsoldaten, die sich dieser nutzlosen Waffen und Ausrüstung blitzartig entledigt hatten. Und von den im Eiltempo nachrückenden sowjetischen Soldaten wurde dieses Kriegswerkzeug, weil bestens verborgen, selten entdeckt. Solche für uns dann wertvollen Güter waren nach Abzug der Besatzungsmacht später sehr gefragt, ergaben sie doch

eine besonders hohe Ausbeute an Sprengstoff. Oft fanden wir diese durch Zufall, meistens jedoch durch Neugier und gründlicher Suche.

Seit zwei Jahren zerlegten ein paar besonders Mutige aus unserem Bekanntenkreis, zwar weit entfernt von fachmännischer Arbeit, aber sehr effizient mit Schraubstock und Rohrzange, dem Universalwerkzeug des Installateurs, diese gefährlichen Sprengkörper. Was mehr oder weniger gut funktioniert hat. Noch waghalsiger vorzugehen war kaum mehr möglich, aber weil nie – besser eher selten – gröberer Schaden entstand, wurde trotz eindringlicher Warnungen Sachkundiger an dieser Methode festgehalten. Von abgerissenen Fingern, Verbrennungen, Augenverletzungen wurde zwar erzählt, aber das Risiko wurde in Kauf genommen. Es passierte ohnehin nur den Unvorsichtigen. Hin und wieder hörte man, es sei jemandem bei der Schrauberei der Kopf weggeblasen worden. Gut, da wäre Vorsicht vielleicht angezeigt gewesen, allerdings war's dann schon passiert.

An dieser Stelle der ungefähre Aufbau einer damaligen Granate: Im Durchmesser und Länge vergleichbar einer 1,5 Liter Sodawasserflasche, verbunden mit einer rund 50 cm langen Hülse (Kartusche), in der sich die Treibladung befand, welche die Granate abschoss. Das Material der Treibladung bestand aus einigen hundert ungefähr 30 Zentimeter langen Röhrchen ähnlich grünbrauner Spaghetti, und auch etwa gleich dick wie besagte Teigwaren. An der Spitze der Granate befand sich der sogenannte Aufschlagzünder, befüllt mit einem hochbrisanten weißen Pulver, das wie Feinkristallzucker aussah und in daumennagelgroßen cremefarbigen Stoffpölsterchen eingepackt war. Dieses Pulver zündete beim Aufschlag im Ziel in Bruchteilen von Sekunden den Sprengstoff im Geschoß.

Mit Hingabe widmeten wir uns – Alois, Gerhard und ich –, gerade mal 15, 16jährige Burschen, dem Basteln von Raketen, Düsenantrieben bei Booten und Modellflugzeugen. Als Treibstoff diente der sowohl aus der Granate wie auch aus der Kartusche gewonnene Inhalt. Der Bau richtig großer Knallkörper war zwar mächtig verlockend, aber da wagten wir uns am Anfang der Experimentierphase nicht heran.

Unser Problem war das kontrollierte Zünden. Wie konnten wir das bewerkstelligen? An Sprengkapseln, das gebräuchliche Mittel zur Auslösung einer Sprengung, kamen wir nicht heran. Diese waren bei Baufirmen unter strengstem Verschluss und nur Befugten zugänglich.

Nach vielem Herumprobieren fand Alois die geniale Lösung. Mit den Worten „Ich hab's gefunden, es funktioniert!" teilte er uns begeistert die Neuigkeit mit. Wir waren „Feuer und Flamme", was sich später noch beim „scharfem" Versuch drastisch zeigen sollte.

Dabei wurde das Glas des kleinen Lämpchens einer Taschenlampe sehr vorsichtig zerdrückt, damit der Glühfaden intakt blieb. Beim Einschalten erhitzte sich der hauchdünne Draht einen kurzen Moment auf die Zündtemperatur des außergewöhnlich empfindlichen Initialzündstoffs der Granate. Beim ersten Probelauf standen wir gespannt um den Versuchstisch, zwei Bretter auf Holzböcken in Opas Schuppen, und warteten: Dabei testeten wir nur eine winzige Menge des kristallzuckerähnlichen Pulvers aus den Stoffpölsterchen, der bei weitem der hochbrisanteste bekannte Stoff war.

„Achtung! Ohren zu!“ … Stille. Keine Stichflamme, kein Knall. Bei dieser ersten Demonstration passierte, wie so oft: nichts! Der berüchtigte Vorführeffekt! Spätere Versuche bestätigten jedoch, dass die Idee einigermaßen funktionierte. Manchmal leider auch nicht. Und da konnte einem das Zeug schon unkontrolliert um die Ohren fliegen.

Langsam, nach einer Phase vielen Tüftelns, rückte der Tag näher, an dem wir uns an etwas „Größeres“ heranwagten. Alois, Lehrling im 2. Lehrjahr als Maschinenschlosser, fand auf dem Schrottplatz seiner Firma ein schweres Eisenrohr, gut einen dreiviertel Meter lang und fast so massig wie der Oberschenkel eines Gewichthebers. Vermutlich der Standfuß einer schweren Maschine, mit einer besonders dicken Wandstärke, ideal für unser Vorhaben. „Hab‘ ich unter einem Haufen Zeug gefunden, das bei uns in der Firma zum Einschmelzen aufbereitet wird“, sagte er. Dieses Teil würde garantiert niemand vermissen.

Am unteren Ende wurde nun ein dicker Pfropfen eingeschweißt und oben fachgerecht ein Schraubverschluss mit einer Öffnung zur Befüllung hergestellt. Und durch diese wurde kiloweise Sprengstoff gestopft, sparen brauchten wir nicht, es gab mehr als genug davon. Als Letztes obendrauf kamen dann noch einige dieser Stoffpölsterchen, gereicht hätte nur eines, aber sicher ist sicher. Dachten wir jedenfalls. Und in das aufgeschnittene, zuoberst liegende wurde das glaslose Lämpchen mit höchster Vorsicht gepackt und gut mit dem weißen „Zucker“ umhüllt. Der Glühfaden durfte auf keinen Fall verletzt werden. Zwei Drähte, die wir an den richtigen Stellen des Lämpchens angelötet hatten, liefen aus einem winzig gebohrten Loch des Schraubverschlusses zur vorgesehenen Zündapparatur. Mangels besserer Möglichkeiten in Gestalt eines Fahrraddynamos.

Nun musste nur noch ein geeigneter Platz für den Großversuch gefunden werden. Tagelang gingen oder fuhren wir in der Gegend herum, so richtig Geeignetes fand sich nicht so einfach. Eine Höhle in einer Felswand? „Schwierig, da rutscht womöglich eine Menge Gestein unkontrolliert ins Tal“, mutmaßte Gerhard. Vergraben ging auch nicht wirklich, man könnte beim Buddeln beobachtet werden. Abgesehen davon mussten wir, falls es nicht so lief, wie wir uns das vorgestellt hatten, eine Fluchtmöglichkeit haben.

Und dann entdeckte ich die ideale Stelle: „He Freunde, gestern habe ich den besten aller möglichen Plätze gefunden.“ Unter einer wenig befahrenen Zufahrtsstraße am Eingang zu einem dünn besiedelten Taleinschnitt der hinteren Erlauf fand ich ihn – den knorrigen, verwucherten Wurzelstock einer Weide, am Ufer halb im Wasser liegend und gut einen Meter hoch und ebenso breit. Mit Vertiefungen, in denen der Fluss über Jahrzehnte einige fußballgroße Steine verkeilt hatte.

Einige Tage später, es war ein ruhiger Samstagabend, wurde der in einem weitab gelegenen Heustadel versteckte, annähernd 40 Kilogramm schwere „Kracher“ abgeholt. Damit niemand Verdacht schöpfte, transportierten wir ihn auf einem vierrädrigen Holzwägelchen aus unserem Garten, versteckt in einer großen Wassertonne, wie sie auch heute noch bei den Häusern unter dem Ablauf der Regenrinne stehen. Schweißtriefend verstauten wir den stählernen Riesenknallfrosch in den ausgewaschenen Höhlungen zwischen armdicken Wurzeln, die im Ufersand und der Straßenböschung tief eingewachsen waren.

Die Entfernung zum „Versuchsplatz“ wurde mit ungefähr 100 Schritten abgemessen und als ausreichender Sicherheitsabstand befunden. Als Nächstes spannten wir – in völliger Naivität – zwischen zwei Bäumen eine Decke zur Sicherung gegen mögliche Splitter und auch als Sichtschutz vor den neugierigen Augen zufällig vorbeikommender Wanderer. Dahinter wurde mein Fahrrad auf den Kopf gestellt, damit das Vorderrad frei laufen konnte. Ein dünnes, aus zwei Adern bestehendes Kabel, wurde vom Fahrrad weg ausgerollt, eine Ader lief direkt vom Dynamo, der zweite Draht vom Rahmen zum wortwörtlichen „Dings-Bums“ und wurde dort mit den beiden herausführenden Drähten zusammengeklemmt. Wenn sich nun das Reibrädchen vom Dynamo am Reifen des Vorderrades anschmiegte und dieses gedreht wurde, floss elektrischer Strom durch den geschlossenen Stromkreis und damit sollte der feine Draht im glaslosen Lämpchen für den Bruchteil einer Sekunde aufglühen und die Sache zünden. Und so geschah es auch …

Kaum ein Wölkchen war am Spätnachmittag dieses Samstags im Frühsommer 1962 am ungetrübten blauen Sommerhimmel zu sehen. In vielen Gärten brutzelten Würste und Koteletts auf einfachen, damals aus Ziegeln gemauerten Gartengrillern. Die Gäste warteten mit Vorfreude auf den duftenden Schmaus. Als Einstieg zum kleinen Gartenfest wurden Flaschen mit kühlem Bier herumgereicht; mit flatternden Tüchern und hektischem Herumfuchteln versuchte man, die nach einer unbedeckten Stelle am Körper suchenden Stechmücken zu vertreiben. Meistens erfolglos, sie stachen doch zu, zuweilen auch

durchs Hemd. Die Eingeladenen plauderten derweil fröhlich über ihren Alltag und plötzlich

RRRuuumms…. .!

….ein unvorstellbar lauter Knall spaltete den Himmel mit einem markerschütternden Krachen. Gleichsam einem neben dem Griller eingeschlagenen Blitz. Bei wolkenlosem Himmel. Langsam verebbte das Grollen, während einigen der frohgestimmten Leutchen in der Laube vor Schreck die Würstchen und der Salat samt Besteck aus den Händen gerutscht war. Und so manch einer ging unter dem Gartentisch in Deckung. „Eine Bombe!!“ war die erste ungläubige Reaktion nach bangen Sekunden. Ganz falsch lagen sie nicht.

Zurück zum „Tatort“: Als sich der Rauch über dem Testplatz zusammen mit dem Wasserdampf verzogen hatte und das Klingeln in den Ohren nachließ, bemerkten wir mit Schrecken eine anfangs langsame und dann immer schneller werdende Neigung der Straße Richtung Fluss. Gleichzeitig knirschte es im Untergrund immer lauter.

Um Gottes willen!! Heißes Entsetzen…oh nein!

Wie von einem riesigen Spaten gespalten, klaffte ein sich schnell öffnender Riss etwa bei einem Viertel der Straßenbreite sowie gut zehn Metern Länge. Zum riesigen Loch hin, wo ursprünglich die Weide als natürliche Stütze gedient hatte, rutschte die gesamte Böschung Richtung Fluss ab.

Nach dem Erfassen der Situation löste sich augenblicklich die Schreckstarre und wir suchten blitzschnell unsere teilweise mit Sand und zerfetzten Holzstücken verschütteten Fahrräder, wobei ich bei meinem noch fieberhaft den verräterischen Draht einholen musste. Und mit aller Kraft, die unsere Beine hergaben, flohen wir flussaufwärts in das Tal hinein. Bis die ersten Neugierigen auftauchten und eventuell die damalige Gendarmerie benachrichtigten, waren wir längst über alle Berge … und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Da war Schlimmes aus dem Ruder gelaufen! Der Bums war ungeheuer spektakulär, viel, viel stärker als erwartet. Die Sprengstoffmenge aus mindestens sechs Granaten samt dem hochexplosiven Zündstoff ergaben eine Ladung, die mit enormer Energie diese

beispiellose Wirkung entfaltete. Aus der zeitlichen Distanz im Nachhinein betrachtet, war das eine Pirouette des Irrsinns! Durften wir das tun? Nein, niemals! Zum großen Glück kam niemand dabei zu Schaden. Weder ein Waldarbeiter, den wir möglicherweise bei den eifrigen Vorbereitungen übersehen hätten. Oder ein im Ufergebüsch still verharrender Angler, der sich auf eine köstliche Forelle zum Abendessen freute.

Viele Jahre wurde versucht, das Geheimnis zu lüften, aber es blieb bis heute verborgen. Irgendwann ging auch das Interesse der Einwohner verloren und das Ereignis ist einfach über den Rand der Zeit gekippt. Zwei der verhinderten Sprengmeister sitzen mittlerweile schon einige Zeit an den Weidenbäumen in lichten himmlischen Wäldern. Einzig ich weiß noch um die Urheberschaft des bislang unerklärlichen Geschehens.